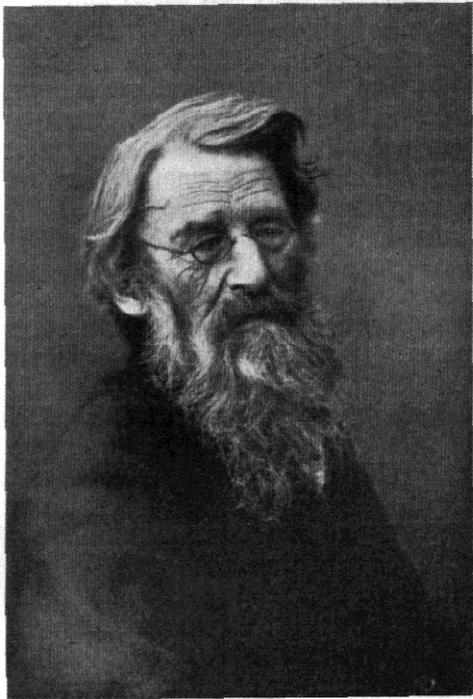


Otto Piper

Zu seinem 10. Todestag am 23. Februar 1931

Reinhard Piper



Otto Piper

Mein Vater Otto Piper ist aus einem mecklenburgischen Landpfarrhaus hervorgegangen. Sein Vater, Großvater, Urgroßvater und Ururgroßvater waren Pastoren. Vater und Großvater hatten zusammen einundsiebzig Jahre lang die Pfarre des Dorfes Röckwitz inne. In einem der letzten Sommer suchte ich diese alten Stätten auf und stand auch in dem wuchtigen, niedrig gewölbten, frühgotischen Ziegelbau, der von den alten Bäumen des Friedhofes umrauscht wird, die schon meinem Vater als Kind gerauscht hatten. Auf diesem Dorfe hat er mit zwei Brüdern und einer Schwester in Garten und Feld eine glückliche Kindheit verlebt.

Mein Großvater, ein Schüler Schleiermachers, stand unter der orthodoxen Geistlichkeit Mecklenburgs ziemlich vereinsamt da. Sein bares Einkommen betrug ganze 36 Taler jährlich. Die Haupteinnahmequelle war die mit der Pfarre verbundene Landwirtschaft. Im Stall standen ihm

sechs Pferde und zehn Kühe. Der ganze Hausbedarf — auch Lichter, Seife, Kartoffelmehl, Garn, Bier und nicht zuletzt das Spielzeug der Kinder — wurde im Hause selbst produziert. Als eine Rüböl-lampe mit Zylinder das selbstgezogene Talglicht ablöste, wurde sie als bewundernswerte Neuerung angestaunt.

Es lag der beweglichen, unternehmenden Natur meines Vaters nicht, sein ganzes Leben in der engeren Heimat zu verbringen, wie dies seine Vorfahren getan hatten. Bei seiner früh sich meldenden literarischen und musikalischen Begabung trieb es ihn, sich im Weiteren umzutun. Nach der Gymnasialzeit im nahen Neubrandenburg, wo im Schülerkreise manchmal Fritz Reuter auftauchte, studierte er in München, Berlin und Rostock die Rechte und ließ sich in der zuletzt genannten Stadt als Advokat nieder.

Hier führte ihn gemeinsames Musizieren mit seiner Lebensgefährtin Sophie Krüger zusammen, die allen seinen Bestrebungen das liebevollste Verständnis entgegenbrachte, ihm achtundvierzig Jahre lang im Auf und Ab des Lebens treu zur Seite stand und ihn zuletzt in den langen Monaten seines Ermattens bis zur Selbstaufopferung pflegte. In einem der Briefe aus der langen Verlobungszeit heißt es: „Und sieh, mein theures Kind, deshalb habe ich Dich so besonders lieb, weil Du immer so fröhlich und guter Dinge bist und nicht so verdrossen und gelangweilt dreinschaust wie die meisten andern Menschen.“ Meine Mutter wußte, wie wenige, allen Dingen die sonnigste Seite abzugewinnen. Nur eins hatte der Bräutigam an ihr auszusprechen: daß der burschikose Ausruf: Ganz famos! ihr allzu häufig entschlüpfte und daß sie die abweichende Meinung anderer gar zu leicht mit einem lebhaften: Unsinn! abtat. Doch waren ihm gewiß im Grunde auch das nur lebenswerte Zeichen ihrer Begeisterungsfähigkeit und ihres unbefangenen Urteils.

Bald nach der Beendigung des Siebziger Krieges ging mein Vater, jung verheiratet, als Redakteur an den „Niederrheinischen Kurier“ in Straßburg i. Els., um dort für

den deutschen Gedanken zu wirken. Es war ihm ein großer Schmerz, am Abend seiner Tage erleben zu müssen, daß dies deutsche Land wieder verloren ging.

Auch in Trier und Düsseldorf war er danach als Leiter von Zeitungen tätig. In der „Düsseldorfer Zeitung“ veröffentlichte er mancherlei Studien über Goethe als rheinischen Touristen, über Heines Beziehungen zu Düsseldorf und Bonn, über das Düsseldorfer Stadttheater unter Zimmermann, über landschaftliche Eindrücke auf seinen Wanderschaften und sammelte diese Aufsätze später als Rheinische Spaziergänge in Buchform.

In Düsseldorf war ihm im Kreise der Künstler besonders wohl. Sein leidenschaftliches Interesse galt jedoch seit langem den vielen Burgen Westdeutschlands. Schon in der Heimat hatte ihn eine vorgeschichtliche Stätte dicht beim Pfarracker, der Goldene Wiegenberg, mit geheimnisvollem Zauber gefesselt. Aus der romantischen Liebhaberei wurde jetzt ernste Forschung, und so wuchs allmählich sein Lebenswerk, die „Burgenkunde“ heran, ein Buch, das für dieses Gebiet unserer deutschen Kulturgeschichte grundlegend wurde und seinen Namen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt gemacht hat.

Doch wollte er seine Kraft auch wieder seiner engeren Heimat Mecklenburg widmen und nahm 1879 die Wahl zum Bürgermeister der kleinen Stadt Penzlin an.

Penzlin liegt an einem See in waldbreichem Hügelland. Der Kirchturm schaut dick und kurz über die eng um ihn gebrängten Häuser hinweg. Langsam zerbröckelt die alte Stadtmauer. Auf dem Mühlenberg dreht eine Windmühle ihre Flügel. Vor unserem Hause standen zwei große Akazien, deren Zweige bis auf das Dach reichten und im Sommer die Straße mit Blüten weiß bestreuten. Der Nachfolger ließ sie umhauen. Allmorgendlich wurden die Schweine, Gänse, Kühe und Ziegen der Stadt von blasenden Viehhirten auf die Weide getrieben und lehrten jeden Abend mit unendlichem Gegrünze, Geschnatter und Gebrüll in ihre Häuser zurück. Hier wurde erst ich, später meine Schwester Gertrud geboren, unser Bruder Wolfgang hatte schon in Straßburg das Licht der Welt erblickt. Zehn Jahre lang versah mein Vater sein

Amte mit Lust und Liebe. Auch hier konnte er, der niemals nur Berufsmensch war, seiner Tätigkeit einen persönlichen Charakter geben. In dieser Zeit gab er auch dem Berliner Verleger Brigl Plan und Initiative zu der Tageszeitung „Tägliche Rundschau“. Das Blatt war von meinem Vater als „Zeitung für Nichtpolitiker“ gedacht und führte ursprünglich auch diesen Untertitel. Mein Vater ging von der Idee aus, daß unproduktive Parteipolitik die wenigsten Leser interessiere, und unzählige bedeutungslose Meldungen in den Zeitungen einen viel zu großen Raum einnehmen. „Unser Kulturleben, heißt es im ersten Prospekt, ist an nichtpolitischem Gehalt so reich, daß dieser die fleißigste, sorgsamste Behandlung verdient, und wenn die „Tägliche Rundschau“ sich derselben unterzieht, so erfüllt sie dadurch Aufgaben und erstrebt Ziele, wie die bestehende Tagespresse sie gar nicht kennt.“ W. G. Conrad, Runo Fischer, Hermann Ringg, W. H. Niehl, Schack, Scheffel, Friedrich Wischer und viele andere wurden als Mitarbeiter gewonnen. Die Zeitung ist dann später doch allmählich ein Parteiblatt geworden und erfüllte ja auch als solches eine Aufgabe.

Der Plan eines durch Kürzungen leichter zugänglich gemachten Jean Paul beschäftigte meinen Vater lange und er hat eine ganze Anzahl Bände sorglich dafür durchgearbeitet. Doch fand er trotz ausführlicher Rechtfertigung seines Vorhabens keinen Verleger dafür.

Nach zehn Jahren Penzliner Tätigkeit waren die Vorarbeiten zur „Burgenkunde“ soweit gediehen, daß er hoffen konnte, sie in einigen weiteren Jahren ungeförter Muße zum Abschluß zu bringen. Er legte deshalb, indem er zugunsten der Stadt auf seine Pension verzichtete, sein Amt nieder und zog 1889 mit uns nach Konstanz am Bodensee. Von da an hatte er das Glück, ganz seinen Neigungen leben zu können, was ihm durch seine Bedürfnislosigkeit sehr erleichtert wurde. In Konstanz war er vor allem auch seinen geliebten Burgen viel näher als im burgenarmen Norden. Vom Balkon seines Landhauses aus blickte er über den See nach den Schweizer Bergen. Bei Gartenarbeit erholte er sich von angespannter geistiger Tätigkeit.

Da er für sein Werk in München einen Verleger gefunden hatte — nicht ohne, daß er selbst zu den Kosten beitrug — siedelte er 1893 dorthin über. Die Stadt war ihm schon von seiner Studentzeit her vertraut, ihr gehörte seine besondere Liebe so sehr, daß es ihn persönlich verstimmen konnte, wenn jemand an dieser Stadt mäkelte. 1906 konnte die zweite, 1911 die dritte Auflage der „Burgenkunde“ in meinem, kurz vorher gegründeten Verlage erscheinen. Das Buch enthält über 600 größtenteils von meinem Vater selbst gezeichnete Abbildungen und neben der systematischen Darstellung des Burgenbaues ein Lexikon, das 3250 Burgen kurz beschreibt. Unendliche Vorurteile und falsche Beobachtungen der bisherigen Literatur galt es zunächst in mühsamer Kleinarbeit zu beseitigen. Dabei lehnten die Fachleute — obgleich es Burgenkunde als Wissenschaft bis dahin gar nicht gegeben hatte — den Juristen immer wieder als überhaupt nicht zuständig ab. Heute ist das Buch auch in der Fachpresse als wissenschaftliche Großtat anerkannt und mein Vater steht in den Konversationslexiken als Begründer der wissenschaftlichen Burgenkunde. Der Kulturhistoriker, Architekt, Archäologe und Germanist fand und findet noch heute in dem Buche ein überreiches Material. Auch der Denkmalpflege und dem Heimatschutz hat es wertvolle Pionierdienste geleistet.

Der späte, in der Sammlung Göschen erschienene kleine Abriss der Burgenkunde machte dann auch weite Kreise der Laien mit diesem Stück unserer deutschen Vergangenheit vertraut. Dieser Abriss, bisher in 19 000 Exemplaren verbreitet, brachte meinem Vater ein Gesamthonorar von 600 Mark ein, ein Zeichen, wie sehr ihm auch hier die Sache über dem persönlichen Vorteil stand.

Mein Vater machte allsommerlich große Studienreisen, die ihn vom Elsaß bis nach Ostpreußen, von Schweden bis nach Sizilien führten. In Italien konnten ihm freilich die Bewohner, denen Tierquälerei ein Vergnügen ist, durchaus nicht gefallen, auch erklärte er, so einseitig zu sein, daß ihm im ganzen nur der germanische Volkstamm sympathisch sein könne.

Schließlich sah er auch den Traum seiner Jugend erfüllt, eine Zeitlang selbst auf

einer Burg zu wohnen. Er konnte die Ruine Branzoll bei Klausen in Tirol erwerben, auf der einst der Minnesänger Liutolf von Savene gesessen und die Dürer auf der Landschaft seines Kupferstichs „Das große Glück“ gezeichnet hatte. Er machte den Turm wieder bewohnbar und sah von da aus manchen Sommer hindurch mit köstlich gesteigertem Lebensgefühl in die südliche Sonne.

Zwei österreichische Förderer der Wissenschaft, Fürst Liechtenstein und Graf Wilczel, gaben ihm den Auftrag zu einer Beschreibung der österreichischen Burgen, die 1902—1909 in acht reich illustrierten Bänden erschien. Alle in diesen Bänden behandelten Burgen — mehrere Hundert an der Zahl — waren von meinem Vater, oft auf sehr ermüdenden einsamen Wanderungen, besucht, gezeichnet, photographiert und ausgemessen worden. Manches Unwetter mußte in verfallenen Gewölben abgewartet werden, mancher Fehltritt brachte ihm Gefahr, mancher Tagesmarsch war infolge unzuverlässiger Angaben vergeblich. Tiefe Befriedigung gewährte es ihm aber auch, wenn er, bei dem einen oder anderen Besitzer einer Burg gastlich aufgenommen, diesem über die geschichtlichen und architektonischen Beziehungen seines Besitzes bis dahin ungeahnte Aufschlüsse geben konnte.

In seinen „Bedenken zur Vorgeschichtsforschung“ (1913) hat er gegen den ganzen Betrieb der vorhistorischen Forschung gewichtige Einwände erhoben und sowohl ihre Methoden wie ihre Ergebnisse als sehr anfechtbar nachgewiesen. Er stellte fest, daß die „in wahrhaft verwirrender Menge unter dem Scheine des Feststehenden vorgebrachten Behauptungen im wesentlichen nur auf Vermutungen beruhen können, die unhaltbar, auch günstigstenfalls unbeweisbar sind“. Selbstverständlich mußte die Schrift fast alle Prähistoriker vom Fach von vornherein zu Gegnern haben.

Zu seinem siebenzigsten Geburtstag wurde meinem Vater die Freude, von der heimischen Universität Kofstock zum Doktor phil. honoris causa ernannt zu werden. Die Verbindung mit der Heimat hatte er nie verloren. Aus der lebendigen Erinnerung an sie und ihre Menschen entstanden.

in München zwei humorvolle plattdeutsche Erzählungen „Ut ne lütt Stadt“ und „In'n Middelkraug“, die 1898 und 1900 bei Hinstorff in Bismar erschienen. Von München aus pries er auch in einer Broschüre die guten Seiten der allgemein überlebt gescholtenen Mecklenburger Verfassung mit ihrem ständischen Prinzip.

In seinen letzten Jahren arbeitete er sich noch in ein ganz neues Gebiet ein, das ihn schon immer interessiert hatte: Er stellte in dem Buche „Der Spul“ 250 authentische Berichte über Doppelgänger, Zweites Gesicht, Erscheinen Sterbender usw. zusammen. Mein Vater war sich wohl bewußt, daß er mit diesem Buche vielfach Kopfschütteln erregen werde, wollte doch, wie er meinte, jeder lieber als aufgeklärter denn als leichtgläubiger oder gar beschränkter Mensch erscheinen. Eine Wendung Schopenhauers sich zunutze machend, stellte er aber den Satz auf, wer Spukerscheinungen bezweifelt, sei nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen.

Im Rückblick auf sein reiches Leben zeichnete er Erinnerungen aus acht Jahrzehnten auf. Ein kurzes Kapitel ist in diesem Heft veröffentlicht.

Zuletzt trübten Alterserscheinungen sein Bewußtsein, das Leben wurde ihm eine Last, so daß der Tod als Befreier kam. Er starb am 23. Februar 1921 im achtzigsten Lebensjahr.

Ein Hauptcharakterzug von ihm war seine große innere Selbständigkeit. Stets bildete er sich sein eigenes Urteil. Er behauptete von sich mit Stolz, niemals einen Leitartikel gelesen zu haben. Da er selbst sich nach seinen Neigungen entfalten durfte, übte er auch auf seine Kinder keinerlei Zwang aus, er wirkte auf sie lediglich durch die geistige Atmosphäre des Elternhauses. Sie hat auch mir alles Beste gegeben, was ich habe. Das Unerforschliche verehrte er schweigend. Gern bezog er sich auf das Wort Hamlets: Es gibt mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, war ihm am wohlsten in seinem stillen Zimmer zwischen seinen Büchern und den alten Wäffeln, die er gesammelt hatte. In seinem großen, eichenen Schreibtisch ruhten —

ein Geschenk seines Schwiegervaters — Autogramme von Beethoven, Mozart, Haydn, Weber, Mendelssohn. Er spielte Klavier und Cello, weniger mit einer ausgeglicheneren Technik, als mit einem ursprünglichen musikalischen Empfinden, und Musik zu hören, war ihm bis zuletzt ein Bedürfnis. J. S. Bach's Chaconne für Violine mit der Klavierbegleitung von Schumann war das Werk, das man ihm in den letzten Jahren nicht oft genug spielen konnte.

In Jugend und Mannesalter heitere Geselligkeit liebend, zog er sich mit zunehmenden Jahren immer mehr auf sich selbst zurück, wie dies schon sein Vater getan hatte. Ein Bedürfnis, sich auszusprechen, hatte er kaum noch. Enttäuschungen und Verluste, die auch ihm nicht erspart blieben, machte er still mit sich ab, und seine Angehörigen erfuhren oft erst nach Jahren das Vorgefallene. Gegen die Menschen zwar von gleichmäßiger Freundlichkeit, wendete er Äußerungen von Zärtlichkeit doch leichter den Tieren zu. Kaum ein Hund kam ungefährdet in seine Nähe. Auch in Bayern noch sprach er mit Tieren unwillkürlich plattdeutsch, als ob diese Volkssprache ihnen verständlicher sein müsse. Während meine Mutter in ständiger Gemeinschaft mit uns Kindern geistig immer wieder Neues aufnahm, sich musikalisch z. B. mit Bruckner und Strauß, literarisch mit Tolstoi und Dostojewsky vertraut machte, lehnte mein Vater mit einem gewissen Stolz alles nach seiner Zeit Bekommene ab; er wollte dem nichts mehr zu verdanken haben. Er fühlte sich reich genug.

Als charakteristisch für ihn kann wohl ein Satz aus seinen Lebenserinnerungen gelten: „Lange Zeit ist es mir fast eine fixe Idee gewesen, daß ich das sechzigste Jahr nicht überleben werde. Um so mehr gilt mir im wachsenden Maße, daß ich immer noch lebe, als ein besonderes Geschenk des Himmels. Dabei ist mir am wenigsten der Neujahrstag, der ja willkürlich und weder von jeher noch überall auf den ersten Januar gelegt ist, als ein neu erreichter Abschnitt von Interesse, wenig auch mein Geburtstag, sondern vor allem das nochmalige Erleben des Frühlings, des großen Auferstehungsfestes der Natur.“